

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.
(Fortsetzung.)

Frau Ulrich sah, daß sie litt, aber sie schwieg absichtlich dazu.

Wochten die jungen Leute sich allein zurechtfinden, es tat nicht gut, sich da ungerufen einzumischen.

Dabei wuchs ihre eigene, zärtliche Zuneigung zu ihrer Nichte alle Tage. Mit ihrem klaren, einfachen Verstande hatte sie Ruths Charakter bald völlig erkannt, und was Berber ihr gleich in den ersten Tagen gesagt, fand sie mehr und mehr bestätigt: In Ruth waren eine Menge einzelner Züge, die sie von ihr, der Schwester des Vaters, ererbt zu haben schien.

Das machte sie ihr noch teurer; denn die schlechtesten Züge waren es gerade nicht, die sie da bemerkte.

Als sie eine solche Andeutung Berber gegenüber lautwerden ließ, zog dieser ein noch verdrießlicheres Gesicht als sonst und erlaubte sich, mit beißender Ironie zu fragen, was für schlechte Eigenschaften denn das Fräulein überhaupt da hätte erben können?

„Ach Gott, Berber,“ antwortete Frau Ulrich, „Sie halten mich ja wohl für eine ganz Perfekte! Bin ich aber nicht, weiß Gott nicht. Ich muß es doch am besten wissen — so ganz still vor sich nimmt man ja kein Blatt vor den Mund. Und ich kann Ihnen sagen . . . na — ich will aber lieber nichts sagen. Wie komme ich dazu, Ihnen meine Schwächen und Fehler auf die Nase zu binden?“

Berber lächelte noch sarkastischer, so daß er wie ein leidhaftiger Satan ausah.

„Sie kann lange reden!“ dachte er. „Mir macht sie doch nichts weis. Den Fehler möchte ich mal sehen, den die Frau hat!“

Doch nie ließ er seine bedingungslose Anbetung irgendwie merken. Er war und blieb der gewissenhafte Geschäftsführer und Ratgeber in allen Geldangelegenheiten, und er blieb auch das Faktotum, das er seit so vielen Jahren gewesen.

Hier und da mußte sich Berber wieder um August Stod kümmern, mußte Erkundigungen einziehen, obwohl Ruth durch Frau Sebius ziemlich regelmäßig Nachrichten aus Dortmund bekam.

Es ging seit Ausbruch des Krieges nicht besonders mit seiner Gesundheit; wenigstens schrieb Berbers Gewährsmann, daß der Alte ziemlich verfallen aussehe, obwohl er abends am Stammtisch bedeutend mehr Bier trinke und bedeutend mehr rede als früher. Ueberhaupt könne es nicht an irgendeinem Mangel liegen, daß er so schlecht aussehe, denn er kleide sich nämlich besser als ehemals. Vielleicht sei er „kriegskrank“, wie so viele andere.

Diese Auskunft erfüllte Frau Ulrich mit großer Unruhe; aber Berber suchte sie ihr auszureden.

„Wenn er wirklich krank wäre,“ sagte er, „so würde ja sicher Frau Sebius sofort seine Tochter benachrichtigen.“

„Aber es wäre mir doch sehr lieb, wenn sich jemand persönlich nach ihm umsehen würde. Ich selbst würde hinfahren, aber ich fürchte, dann verrate ich mich. Man ist doch nicht gewöhnt an Komödienspielen; es fällt mir schon schwer genug, daß ich es meiner Nichte gegenüber immer noch tun muß.“

„Nun? Warum müssen Sie denn?“

„Weil sie noch keine zwei Monate bei mir ist; und ich halte mein Wort, auch mir selbst. Sehen Sie, da haben Sie gleich einen so kleinlichen Zug an mir. Bloß weil ich mir vorgenommen habe, mindestens ein Vierteljahr lang das liebe Mädchen auf Herz und Nieren zu prüfen, darum will ich nun auch nicht vor der Zeit das Geheimnis aufdecken. Eigentlich ist es ja dumm.“

„Es ist ganz in der Ordnung,“ entschied Berber. „Die junge Dame ist doch hier in Stellung, da ist es nur natürlich, daß sie sich zusammennimmt und von der besten Seite zeigt. Sie kann noch vielleicht ganz andere Saiten aufziehen.“

„Unsinn, Berber, von jungen Mädchen verstehen Sie nichts. Das haben Sie doch auch bei Therese gezeigt, von der Sie dachten, sie würde Ihnen wunder was für Streiche machen. Na, und nun ist sie Krankenschwester und hilft im Felde unsere Verwundeten pflegen.“

An demselben Tage erschien bei Frau Ulrich der Referendar Riethling, um eine kurze Information für den Justizrat zu erbitten, die sich auf einen kürzlich vollzogenen, übrigens unwichtigen Notariatsakt bezog.

Zu Riethlings Enttäuschung empfing ihn Frau Ulrich allein, während er in der Hoffnung gekommen war, Ruth zu sehen.

„Wie, Sie sind in Zivil?“ war die erste Frage, die ihm entgegenschallte. „Wie kommt denn das, Herr Referendar?“

„Ich bin untröstlich, meine gnädigste Frau, aber das Schicksal hat es mir nicht vergönnt, Krieger zu werden.“

„Nanu? Wieso denn? Sie sind doch ganz heil und gesund?“

Riethling blickte melancholisch zu Boden.

„Das glaube ich auch. Aber die Militärärzte waren doch anderer Meinung. Ich wurde, als ich dreißig Jahre alt war, zum Landsturm ohne Waffe verwiesen. Herdörschschwäche hieß es.“

Frau Ulrich schüttelte den Kopf. Sie hatte wieder einmal, ihrer leidigen Gewohnheit folgend, die Arme in die Seiten gestemmt und blickte, halb mitleidig und halb mißbilligend, den schönen, jungen Menschen an, der sich freilich hütete, ihr die volle Wahrheit zu gestehen. Denn damals, als er sich stellen mußte, da hatte er, um dem verhassten Dienstjahr zu entgehen, vierzehn Tage lang eine ganz schändliche Kur mit sich vorgenommen.

Vierzehn Tage lang hatte er lediglich von schwarzem, übertrieben starkem Kaffee und Duzenden Zigaretten gelebt,

bis er eine wahre Leichenfarbe und ein derartiges Herzklopfen erreicht hatte, daß man ihn eher für einen Todeskandidaten als für einen ganz gewöhnlichen „Drückerberger“ halten mußte.

Diese Gewaltkur hatte ihm keinen dauernden Schaden gebracht. Er hatte seinen Zweck erreicht, brauchte nicht zu dienen und pflegte sich in einigen Wochen wieder zu der gewohnten Frische und Schneidigkeit heran.

Jetzt, seit der Mobilmachung, hatte ihn wohl ein Anflug von Reue und von Bedenken gepackt. Aber die Zeiten waren zu bedeutsam für ihn, er konnte nicht um des Vaterlandes willen seine Pläne aufgeben.

Diese Pläne dattierten von dem Abend her, als er die Testamentsentschlüsse angehört hatte, die Frau Ulrich bei Justizrat Kurzius kundgegeben hatte.

Jetzt sollte er ins Feld? Die „Knarre“ schleppen und den „Affen“ und sich schinden, bis ihn die Kugel irgendeines gottverdammten Feindes traf?

Denn so weit war er patriotisch, daß er weiblich fluchte und schimpfte. Nur selbst hinein und seine Glieder zu Markte tragen, wo es doch nach seiner Meinung genug an der e schon gab, die das taten — ja, wo lag da der Sinn?

Daß es in einer gigantischen Maschinerie viele tausend winzigste Teilchen gab, die nötig waren, damit auch das unscheinbarste Rad sich richtig drehte, das war ihm ein lästiger Gedanke, von dem wollte er nichts wissen.

Und so machte er ein betrübtes Gesicht, während Frau Ulrich kopfschüttelnd vor ihm stand und ihm schließlich einen Platz anbot.

Er entledigte sich seines Austrages, war aber so umständlich und langsam dabei, daß endlich zu seiner geheimen und frohlockenden Genugtuung doch ein leichter Schritt sich näherte und Ruth über die Schwelle trat.

Da er bei ihrem Eintritt aufsprang und sich verbeugte, sah er, daß sie erröte.

Schon waltete ein vorlauter Triumph in ihm auf, da neigte sie so kühl und beinahe unhöflich den Kopf, daß er wiederum stutzte.

„Mein gnädiges Fräulein,“ rief er aus, „wer hätte gedacht, daß wir uns hier wiedersehen würden?“

Sie sah ihn ganz groß und kalt an. Instinktiv mußte sie, daß dieser Adonis seine Fangarme aufs neue nach ihr ausstreckte; aber das leichte Gefallen, das sie früher an seiner ritterlichen und flott unterhaltlichen Art gefunden, war längst einer gründlichen Gleichgültigkeit gewichen; und sie empfand es wie eine Zudringlichkeit, daß er sie so enthusiastisch begrüßte.

Frau Ulrich hatte verwundert aufgeblickt.

„Sie kennen sich?“ fragte sie.

„Herr Riethling war oder ist einer der besten Kunden von Otter,“ erklärte Ruth, nicht ohne einen Beifang von Spott. „Der Herr, welcher dort die Aufnahmen macht, meinte, daß darin mit dem Herrn Referendar nur eine ihm bekannte Hofschauspielerin konkurriere.“

Weit entfernt davon, empfindlich zu tun, lachte Heinz Riethling hell auf. Er wußte, daß er ein sehr schön klingendes Bächen hatte.

„Beinahe ist es so!“ gab er zu. „Ich bin schrecklich eitel, gnädige Frau, und außerdem habe ich zahllose Bekannte, die öfters Bilder von mir haben wollen. Indessen jetzt, in solchen ernsten Zeiten, wird mich Herr Otter nicht wiedersehen. Außerdem . . .“

Er brach ab und blickte Ruth mit einer so glutvollen Anbetung an, daß sie verstehen mußte.

„Liebe Frau Ulrich,“ sprach sie, sich kurz von ihm abwendend, „da sind Boten vom Roten Kreuz, die sich die Räume ansehen wollten, die Sie für die Verwundeten bestimmt haben.“

„Ach so — ja, ich komme. Herr Referendar, Sie sehen, ich werde gerufen; zensschuldigen Sie also, wenn ich Sie nicht bitten kann, noch zu bleiben.“

Er hatte schon nach seinem Zylinder gegriffen, den er unter allen Umständen, fast zu jeder Tageszeit, trug.

„Ich habe ja auch meinen Auftrag erledigt. Aber darf ich fragen, gnädigste Frau — richten Sie ein Lazarett hier ein?“

„Ja, ich habe das Erdgeschoss dazu zur Verfügung gestellt, du lieber Gott, es ist ja so wenig, was man tun kann!“

„Wenig!“ dachte Riethling. „Ich weiß ganz gut, meine Liebe, wie dir die Tausendmarktscheine jetzt nur so durch die

Finger laufen! Wohlthätigkeit in allen Ehren, aber man kann doch auch darin übertreiben!“

Er wäre gern noch mit durch die Zimmer geschritten, nicht aus Interesse, sondern um noch in Ruths Nähe weilen zu dürfen.

Indessen gelang es ihm nicht. Er mußte, um nicht aufdringlich zu erscheinen, das Feld räumen, doch ging er nicht zurück in das Bureau des Justizrats, sondern schlenderte durch die Straßen.

Wieviel hatte er zu überlegen!

Seitdem er neulich das Gespräch im Bureau belauscht, seitdem er wußte, daß Ruth eine schwerreiche Erbin sein werde, konnte er nur noch den einen Wunsch, das eine Ziel, sie zu erringen, ihr Gatte zu werden.

Leider konnte er sich ja nicht verhehlen, daß der sieghafte Eindruck, den er sonst auf die Damen machte, hier versagt hatte. Er mußte sich also Bundesgenossen suchen. Und da gab es denn natürlich den einen, stärksten und wahrscheinlich auch willigsten Bundesgenossen: Ruths Vater, Mr. Stockton.

Er war, wie er neulich vernommen, ein Querkopf, ein sozusagen verkommene Genie, das sehr begierig darauf aus war, einen Kapitalisten zu finden, damit er seine phantastischen Erfindungen verwerten, sie überhaupt fertig auf den Markt bringen konnte.

Ein verchlagenes Lächeln umspielte Heinz Riethlings klassisch geschnittene Lippen, als er so seine Gedankenfäden weiter spann.

Den Alten wollte er schon einwickeln! Es galt nur, mit einem, wenn auch nur scheinbaren Grunde, nach Dortmund zu kommen und dort den Mann kennen zu lernen.

Ob er ihm verriet, was er wußte von Frau Ulrich? Nein, lieber doch nicht. Sobald Stockton ahnte, daß seine Tochter ein großes Vermögen zu erwarten hatte, dann brauchte er ja keine andere helfende Hand mehr, dann würde er sich selbstverständlich an die Tochter oder an die Schwester klammern, von der er jetzt noch nichts wußte.

Also das Gegenteil mußte er im Auge behalten — er mußte den alten Sonderling in dem Glauben lassen, daß der Bewerber für seine schöne Tochter selber in glänzenden Verhältnissen war.

Riethling fiel es gar nicht schwer, sich in die Rolle des reichen Mannes hineinzuversetzen, denn es war nicht das erste Mal, daß er sich durch solche gewagte Angaben neuen Kredit verschafft hatte.

Wunderbarerweise gelang es ihm in der Regel, sich durch das Labyrinth seiner Schwindeleien hindurchzuwinden und ohne eignen Schaden davonzukommen. Auch hatte er tatsächlich einen vermögenden Onkel, den er ins Feld zu führen pflegte, wie seine Familie überhaupt angesehen und wohlhabend war. Daß gerade Heinz, als ein unverbesserlicher Schuldenmacher, von dem bewußten Onkel ebenso wie von einigen andern rechtlich denkenden Mitgliedern längst in Acht und Bann getan war, das pflegte er wohlweislich zu verschweigen.

Jedenfalls war er aber augenblicklich, da alle Freunde und Gönner im Felde oder doch mit aller Anspannung beschäftigt waren für das Vaterland, ganz ohne Hilfsquellen.

„Von zweihundert Mark im Monat kann man nicht leben,“ entschied Heinz; soviel nämlich erhielt er von den Verwandten. „Es ist die höchste Zeit, daß ich den großen Schlag tue, der mich auf den Gipfel hebt, wohin ich gehöre. Der große Schlag ist diese Heirat. Also nur keine Zeit verlieren und das Eisen schmieden, gleichviel ob es heiß ist oder nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Die ewigen Rosen.

Von Alfred Bratt.

Kay war nicht weniger als das, was man bei Frau-Uhr-Tees in Privatgesellschaften und auf den großen Bällen einen „Löwen des Salons“ nennt. Trotzdem sein Name leuchtend genug war, unter den größten des Landes zu funkeln, fand er sich niemals in der langen Reihe von „Empfänger“ im Reigen der Großstadtgesellschaften. Kay war von klein auf abseits gestanden, und so hielt er es auch, als er groß geworden war, groß im doppelten Sinne — als Mensch und als Künstler. Denn Kay war einer der besten, geschäftigsten und ernstesten Dichter seiner Tage.

In einem kleinen Fischerdorf am obersten Zipfel der Dreyhundert-Rüste geboren und herangewachsen, war er als halbwüchsiger Junge auf See gegangen. Er hatte die träumerische Liebe der Fischer

für den Wind im Tackelwerk und das Gurgeln des Wassers am Bugspriet, die große und stumme Sehnsucht, die in die Weite führt und nicht rastet. Er fuhr auf großen Barkassen, auf Motorseglern und den unter zwei Schornsteinen gestreckten Frachtdampfern, die von Skandinavien nach den Tropen gehen. Er kam in viele Städte; in alte, reich an feinem Erinnerungen, und in junge, in denen ein erblühtes, aus noch jungfräulichem Boden emporwachsendes Leben unter der glühenden Sonne dampft. Er fuhr und sah und lernte, und als er das erste Mal schrieb, kam ihm selbst dies kaum zum Bewußtsein. Dem ersten Buch folgten viele andere, und dann siedelte Kay sich wieder in der Heimat an, an einem unbewachten Küstenort, den er meist nur verließ, um in Helsingör oder Götterburg mit jungen Künstlern und Studenten zu schwärmen und zu zechen, wobei er auch auf dem zweiten Gebiet eine weltgewandte Fertigkeit bewies.

Aber alles, was „Gesellschaft“ heißt, war und blieb ihm ein rotes Tuch, und seine fast krankhafte Scheu in dieser Beziehung erhöhte den Ruf seiner Originalität.

Man nannte ihn einen Frauenfeind. Und das verließ ihm in den Augen seiner Verehrer natürlich einen besonderen Reiz.

Darum wirkte es nicht anders als eine Bombe, als man eines schönen Herbsttages in den Zeitungen las, daß Kay Jensen heiratete, und zwar Dagmar Rissen, die einzige Tochter einer „Epihe“ der Kopenhagener Gesellschaft, des Bankiers Arvid Rissen.

Das Ganze wäre auch ohne die Mitwirkung einiger Rosen kaum möglich gewesen; der „ewigen Rosen“, wie Kay sie nannte. Und das ging folgendermaßen zu:

Die Rosen lagen im Schauensker eines Ladens in der Gothersgade; sie waren in ein mit Moos ausgelegtes Körbchen gebettet, und so boten sie sich den Blicken Kays dar, als er auf der Durchreise nach Stockholm in Kopenhagen bummelte. Die Augen Kays aber hatten nicht lange vorher etwas anderes, nicht minder Liebliches erblickt — nämlich ein Mädchen mit ganz fürchterlich strahlenden blauen Augen, in einem Gebüsch von weißen, Mattierendem Sommerleid. Die Rosen und die Augen wurden für Kay unerblicklich zu einer Art gemeinschaftlicher Vision, und um diese Zusammengehörigkeit zu bekräftigen, betrat er den Laden und kaufte das Rosenkörbchen samt Zubehör. Kay hatte in Samoa mit dem wilden Eingeborenen Branatwein getrunken, er hatte Panther geschossen und in heftigem Sturm das Segel vom höchsten Mast geholt — aber Rosen laufen . . . nein, das tat er wahrhaftig zum ersten Male in seinem bewegten Leben.

Als er wieder auf der Straße stand, war das junge Mädchen natürlich längst auf Nimmerwiedersehen in der Menge verschwunden. Das hörte Kay nicht weiter. Er liebte es, seine Weatener für sich allein auszuspinnen. Vergnügt schleppte er die Rosen in sein Hotel und stellte sie auf den Schreibtisch. Da er in seinem damaligen Roman wieder bei der ewigen, ihm gräßlichen Schwierigkeit — nämlich einer im Gang der Handlung leider unüberwindlichen Liebeserklärung — angelangt war, hielt er es für geraten, angesichts der Rosen und in freudlichem Gedenken der häßlichen Erscheinung seine bisher vergeblichen Versuche zu wiederholen. Und merkwürdig — diesmal gelang es, und zwar so, daß es ein Vergnügen war. Befriedigt las Kay den Manuskriptchen durch und hefte ihn dann, einer übermühtigen Eingebung folgend, in den Blumenkorb, der so erfolgreich die Muse verriet hatte. Zehn Minuten später sah er drinnen bei einem Whisky, und Korb, Rosen und Blauaugen waren vergessen.

Als aber Kay sich am nächsten Morgen noch etwas whisky-schwer erhob, hatte er sich in dem unbestimmten Verdacht, vor einem gewissen jungen Mädchen geträumt zu haben.

Im Hafen, wo neben dem Stockholmschiff ein kleiner Badesort-Dampfer lag, passierte etwas Seltsames. Auf dem kleineren Dampferchen, ganz vorn an der Hecking, war das gewisse junge Mädchen zu erblicken. Kay ließ Stockholm im fernem Schweden liegen und ging auf das Dampferchen. Es war ein gottsjämmerlicher Blödsinn, wie? — aber er tat es nur einmal und sah sich so im Verlauf einer Stunde zum Badegast im modischen Kampenborg gewandelt.

Kay blies willen- und ahnungslos in Kampenborg; er badete, ging spazieren und trank wie andere Leute. Er wohnte im Badeshotel. Im Fenster neben dem seinen wurden seidene Damenbadehüllen zum Trocknen aufgehängt. Da, es ließ sich nicht leugnen, daß Fräulein Dagmar Rissen das Zimmer nebenan bewohnte.

Am zweiten Tag kam ein Paket aus Kopenhagen für Herrn Kay Jensen an. Er öffnete es. Da stand der achlos dargelegene Blumenkorb. Kay hatte an das Kopenhagener Hotel telegraphiert, man solle seine Post nach Kampenborg senden, und so war auch der Korb überlangt und unfehlbar hier angelangt.

Kay nahm den Korb und stellte ihn zur Verschönerung des durch seine weiße Dünne etwas lahlen Speisesaales in die Mitte der langen Mittagstafel. Dem schlenderte er, bereits wieder in Gedanken an andere Dinge, zum Strandweg.

Als Kay wegen der Nachmittagsruhe in seinem Zimmer Einsicht suchte, fand er zu seinem Erstaunen daselbst wieder den Korb vor. Der Oberkellner, der mit Unterstützung des Hausdieners auch die Post für die Gäste verteilte, hatte an einen Irrtum des Dieners geglaubt und das noch immer duftende Objekt zurückbringen lassen.

Dem — es war zum Staunen — diese aufdringlich getrauten

Rosen dufteten tatsächlich immer noch. Sie dufteten sogar so stark, daß sie sich des Nachts innerhalb des wegen der fliegenden geschlossenen Fensters unliebsam bemerkbar machten. Nachdem der im Schlafen behinderte Kay zu seinem Zorn die Fensterläden festgestellt hatte, nahm er den Korb und warf ihn kurzentschieden zum Fenster hinaus. Nun würde er wohl Ruhe haben!

Am folgenden Morgen guckte er zum Fenster hinaus und freute sich darüber, daß der Korb nicht einmal mehr drinnen lag. Nun hatte er ihm also Spitt sei Dank auf den Abriecht geworfen, he.

Eine kleine Kopfbewegung nach rechts aber ließ Kay trotz der Sommerwärme das Blut in den Wern erstarren. Da stand auf dem benachbarten Fensterbrett der Rosenkorb. Frech und stumm stand er auf dem Fensterbrett des Fräulein Dagmar Rissen!

Das Stubenmädchen hatte ihn gefunden, angenommen, daß er heruntergefallen sei, und in jedem vergehlichen Irrtum an besagtes Fensterbrett gestellt.

Kay schielte hinüber. Die verdammten Rosen waren staubig und gedriekt. Es war wahrhaftig eine Unverschämtheit! Und Kay schämte sich dem auch fürchterlich.

Nebenan aber sah das stierliche junge Fräulein Dagmar, blickte sinnend zum Fenster hin, neigte das Köpfchen und lächelte. So hatte sie auch oft schon im Speisesaal und am Strand zu Herrn Kay Jensen hinübergelächelt. Und zu ihrer Mutter hatte sie mehr als einmal von Herrn Kay Jensen geiprochen. Wenn Kay dies gewußt hätte, würde sein Berlegenheitszorn sich wohl noch beträchtlich potenziert haben.

Das Frühstück wurde im Kampenborghotel im Garten an keinen Tischen genommen. Diese Tische pflegten im Allgemeinen jedes Blumenschmucks bar zu sein. Diesmal aber — du grüdgütiger Gott! — ja, diesmal stand ein etwas verbogener Rosenkorb auf dem Tisch von Frau und Fräulein Rissen.

Kay trank hastig seinen Tee, wügend darüber, daß Fräulein Dagmar ihn so verrottete. Als sie jedoch den Korb fortwährend müßerte und schließlich aus demselben ein Stück Papier hervorzog, konnte der arme Kay nicht mehr an sich halten. Der Zettel, den Fräulein Dagmar in der Hand schwenkte, war nämlich — sein verdammtes Liebeserklärungs-Manuskript.

Da entsam Kay sich zum ersten Mal in seinem menschenverachtenden Dasein des Zwanges gesellschaftlicher Formen! Er häßte zum Tisch der Familie Rissen und verwickelte sich in Erklärungen und Entschuldigungen.

Und er verwickelte sich dermaßen, daß seine Freunde eines schönen Herbsttages durch die eingangs erwähnte Zeitungsnachricht übercaßt wurden!

Der blinde Passagier.

Skizze von A. v. d. Eider.

(Nachdruck verboten.)

Sie saßen am letzten Abend auf Rektor Thießens Veranda beisammen: die beiden Alten in schweren Sorgen um ihren Einzigen, der morgen ins Feld kam, Koll selbst stierlich gleichmütig, ihm gegenüber sichtlich erregt die kleine Antje Rissen, die Tochter des Apothekers. Die Mutter hatte sie gerückt mit einem Fläschchen vom allerfeinsten Rum, als Herzstärkung für die Reise.

Antje wollte sofort wieder gehen, aber die Rektorin hielt sie fest. Als sie nun Koll gegenüber sah — beide ein bißchen verlegen — da gab die Frau Rektor ihrem alten einen Wink, und sie stahlen sich einer nach dem andern leise hinaus. Sie wollten es den Jüngern gern ein bißchen leicht machen.

Wenn die beiden Alten aber glaubten, daß die jungen Leute die Zeit nützen würden, um sich zu verloben, dann sahen sie sich getäuscht. Als sie nach einiger Zeit wieder auf die Veranda traten, saßen sie sich mit hochroten Gesichtern gegenüber und zankten sich regelrecht.

„Du bist ein schrecklicher Mensch!“ sagte Antje.

„Das ist sehr schmeichelhaft.“

„Es wird dir gut tun, daß du in den Schützengraben kommst.“

„Ich freue mich auch mächtig drauf. In Polen gibt es reizende Mädchen; die sind gar nicht hochmütig — dort laufen einem die schönsten Mädchen nach.“

„Der läuft dir niemand nach.“

„Richt?“

„Nein, niemand . . . Ich wünsche dir glückliche Reise . . . Ich muß gehen . . . Du brauchst mich nicht zu begleiten. Ich finde den Weg ganz allein.“

„Und mein Abschiedstränghen?“

„Das hab ich vergessen. Laß dir doch von der Magd eins pflücken.“

Mit diesen Worten ging sie wirklich. Sie hörte noch, wie er der Magd zurief, sie sollte ihm am Morgen ein Stränghen pflücken, je bunter, desto besser.

Antje weinte vor Wut. Nicht einmal ordentlich Lebetswohl hatte sie ihm gesagt.

Früh um sieben Uhr hielt die gelbe Postkutsche vor Rektor Thießens Tür. Die beiden Alten geleiteten ihren Sohn hinaus. Der warf einen raschen Blick auf das Nachbarchaus, das seine grünen Fensterläden fest geschlossen hielt.

„Bei Apothekers schlafen sie wohl noch,“ meinte die Mutter.

Moll biß sich auf die Lippen. Er ließ selbst von seiner Mutter nicht gern in seine Seele hineinleuchten.

Die Magd kam mit einem Brimelkräuschen. Er winkte ab. Wozu Blumen, wenn sie ihm nichts bedeuteten?

Der Postkutscher blies: „Mach i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“. Noch ein letztes verzweifeltes Winken, und der Wagen rollte zum Dorfe hinaus.

Moll Thiesen war der einzige Passagier an dem schönen Sommermorgen. Es fuhr sich leicht unter den Klängen des Posthorns in den sonnenfrischen Tag hinein. Dennoch war es ihm, als ob etwas ihm das Herz abdrücken wollte.

Träumend schaute der junge Mann aus dem geöffneten Fenster. Die tauberiefelsten Grasfelder glitzerten in der aufgehenden Sonne. In dem Weibengebüsch am Wege zwitscherten die Vögel, und über die Wiesen kam eiliges Laufen ein junges Mädchen in weißer Bluse, mit blondem Haar. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Träumte er? War das nicht Antje Rissen? Jetzt hielt sie über das Giebel. Jetzt nahm sie den Graben. Dann stand sie auf der Chauffee. In der Hand hielt sie ein Sträußchen. Ein paar Schritte noch. Da hatte sie die Postkutsche erreicht.

Sie schlang sich auf das Trittbrett und wollte das Sträußchen hineinstecken; da tat sich die Wagentür auf — — — zwei Hände zogen sie hinein.

„Antje — Antje, du süße Dinn!“
Sie sank in seine Arme.

„Das Sträußchen“, leuchtete sie, und hielt es ihm hin. „Ich suchte und suchte. Von jeder Blume sollte eine dabei sein. . . . Da fuhr der Postwagen vorbei. . . . Nun bin ich hinten über die Felder gerannt.“

Er nahm das Sträußchen. Das leuchtete in allen Farben und duftete wie ein Sommertag.

Der Kutscher blies: „O Jugendzeit, du schöne Zeit.“
Sie wollte sich lockeren. „Ich muß zurück. Ich fahre ja immer weiter fort von Hause.“

Er ließ sie nicht. „Du bist mir nachgelaufen — nun bist du mein. Ich habe gehen abend, als eine gewisse kleine Person mich so schlecht behandelte, geschworen, daß ich das erste Mädchen heiraten würde, das mir nachläuft. Jetzt mußt du mich heiraten.“

„Mach ich?“
„Ja, wenn du mich lieb hast.“
„Schrecklich lieb.“

„Nun, kleine Antje, fährst du als blinder Passagier mit zur Stadt, denn du kannst den ganzen Weg nicht zurücklaufen. Der Postkutscher kriegt ein Trinkgeld und nimmt dich wieder mit zurück. Und bei meinem ersten Urlaub lassen wir uns Kriegstrauern.“

Der Postkutscher war nicht wenig erstaunt, als statt des ersten jungen Mannes ein verliesenes Pärchen aus dem Postwagen stieg. Auf dem Rückwege hatte er wieder nur einen Fahrgast in der Kutsche. Diesmal blies er: „Mein Schatz ist a Reiter — a Reiter muß sein.“

Vermischtes.

* Der Kartoffelkönig von Kalifornien. In Kalifornien lebt ein Mann, der nicht weniger als ein volles Biscuit aller Kartoffeln erzeugt, die in diesem Staate hervorgebracht werden. Der Name dieses Mannes ist allgemein bekannt, und George Shima's Kartoffeln bilden einen Gegenstand lebhafter Teilnahme und Erörterung unter der kalifornischen Hausfrauenschaft. Es ist für die Ueberschwemmung Kaliforniens mit den gelben Wässern aus dem Osten beschieden, daß dieser kalifornische Kartoffelkönig ein Japaner ist. George Shima ist vor 27 Jahren nach Kalifornien gekommen, hat allmählich den Kartoffelbau zu seiner Spezialität gemacht und verfiel jetzt über riesige Ländereien, auf denen seine Arbeiter in 57 Zelllagern untergebracht sind. Sein Vermögen wird gegenwärtig auf etwa 83 Millionen Dollars oder mit anderen Worten gegen 350 Millionen Mark berechnet. Es versteht sich, daß der kalifornische Kartoffelmarkt in seiner Preisbewegung zu einem sehr erheblichen Teile von Shima und seiner Operationen abhängig ist. Vor einiger Zeit hat der japanische Kartoffelkönig sich im vornehmsten Teile von San Francisco ein Haus gekauft und dort mit seiner Familie Wohnsitz genommen. Das erregte unter den reichen Bewohnern dieses Viertels zunächst Enttäuschung und Widerspruch, aber über 350 Millionen vergibt man sogar die mongolische Abstammung, die der Kalifornier sonst so haßt, und Shima hat sein Haus ruhig weiter bewohnen können. Merkwürdig ist es übrigens, welcher Wunsch das Fabel des Kartoffelkönigs ist: er möchte einmal eine Muse haben, ein Jahr lang an der Universität von Kalifornien Geschichte zu studieren. Aber bei der Ausdehnung seiner Geschäfte besteht wenig Aussicht, daß er in absehbarer Zeit diesen Wunsch wird befriedigen können.

Büchertisch.

— Unsere Bundesgenossen. Ein Buch für die Feldgrauen in Ost und West. Geheftet 1 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). — Ein Büchlein, das sich in erster Linie an alle

Feldgrauen wendet. Es will ihnen köstlich und ohne viel Gesehsamkeit erzählen von den Kameraden fremder Nation, mit denen sie Schulter an Schulter gekämpft haben, wo diese Kameraden herkommen, wie das Land aussieht, das sie geboren und erzogen hat und das sie nun verteidigen; wie sie leben und regiert werden, wie die Sprache klingt, in der sie reden, und die Hymne, die sie in feierlichen Stunden singen. Ein Soldatenbuch ist's — ein Buch, das von Soldaten handelt und für Soldaten geschrieben wurde. An Bildschmuck bringt es neben den Bildnissen der Herrscher und Heerführer und allerlei Truppenbildern Zeichnungen bekannter Künstler, wie Ernst Heilmann, Gino von Finetti, Lucian Bernhard, Pfeuffer von Döbgraben, die in charakteristischen Bildern typische Erscheinungen aus den Lagern unserer Bundesgenossen festgehalten haben, ferner Noten und Textworte der Nationalhymnen, damit die Feldgrauen kräftig mitzingen können, und einen kleinen Sprachführer, der die Möglichkeit schaffen soll, wenigstens ein paar freundliche Worte in ihrer Muttersprache mit den Waffenbrüdern zu wechseln.

Die Bergkaltigung Griechenlands durch die Entente behandelt ein Grieche, der erst vor kurzem aus Athen nach Deutschland gekommen ist, auf Grund genauer Kenntnis der Verhältnisse in der neuesten Nummer 3861 (Kriegsnummer 152) der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. J. Weber, Leipzig). Er weiß eine Reihe unbekannter Tatsachen mitzuteilen, die bezeichnende Schlaglichter auf das Verhalten der „Schungmächte“ werfen. Gute Porträts des Königs Konstantin und des neuen Königs Alexander sind dem Artikel beigegeben. Ueber das Kampfgebiet in Mazedonien laubt ein genauer Kenner der Mazedonien, Oberleutnant Hans Schwenfeld. Rudolf Lopus zeigt in einer eindrucksvollen Zeichnung den Zusammenbruch eines englischen Angriffes bei Aras. Zwei Plabierungen des Kriegsteilnehmers Alfred Kraut veranschaulichen Cominos bei einsetzendem Trommelfeuer am 1. Juni 1917 und das Rathaus zu Comines. Die Heldentaten unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten verherrlicht der Kriegsberichterzähler Karl Graf Scapinelli in seinem „Widern aus der zehnten Jangoschlacht“. Eine Anzahl prächtiger Aufnahmen führt uns zu einer Turmpenscha nach Damaskus während des Besuchs des türkischen Armeeführers Tschamal-Balka. Eine in Tiefdruck wiedergegebene doppelseitige Zeichnung Fritz Grottemeyers zeigt türkische Artillerie beim Passieren der Bizilischen Pforte im Taurusgebirge, durch die schon Alexander der Große mit seinem Heere gezogen ist. Die Ausstellung der Künstlervereinigung Dresden würdigt Hofrat Doenges in seinem illustrierten Beitrag nach ihrer Bedeutung für den gegenwärtigen hohen Stand der Dresdner Kunst. Eine seltene Erzählung „Der liebe Herrgott“ von August Trinius, eine Reihe markanter Äußerungen hervorragender Schriftmänner zur Reform der höheren Schulen in der „Kulturumbschau“, ein illustriertes paffenbes Gedicht „An der breiten Straße nach West“ des Kriegsteilnehmers August Hinrichs, verschiedene Zeichnungen und aktuelle Aufnahmen vervollständigen den Inhalt der Nummer.

— Die Dorfkirche. Illustrierte Monatschrift zur Pflege des religiösen Lebens in heimatischer und volkstümlicher Gestalt. Herausgeber: Hans von Lüpke. — „Die polnischen Bauern“, J. Gmelin. — „Die Reformation und das Landvolk“, O. Keller. — „Ahnungen im Kriege“, R. Wehrhan. — „Dunkle Seelenkräfte auf dem Dorfe“, A. Müller. — „Stadt und Land“, Predigt, Pfarrer G. Mahr-Gieken. — „Bom Geist in die Wüste geführt“, Ansprache, S. — „Die heikle Frage“, J. Leute. — „Inventarisation auf Pfarrerland“, B. Ruyert. — „Großstadtkinder auf dem Lande“, G. Balke. — Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin SW 11, Dessauer Straße 7.

— Dr. P. Floeride, Plagegeister. Stuttgart, Rossmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Geh. 1 Mk., gebd. 1.80 Mk.

— Der Bifferkrieg. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. C. S. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 131/132. Preis je 40 Pf.

Stat-Aufgabe.

(a b e d die vier Farben. V M H die drei Spieler. A Ah, Daus; K König; D Dame, Ober; A Bube, Unter, Reuzel)
V, der Vorhandspieler, verliert a Handspiel (Eichel - Sofo) auf folgende Karte:

a c B, a A, K, D, 8; b A, D; d A; D
Eichel -, Rot - Unter; Eichel - Ah, - König, - Ober, - 8; Grün - Ah, - Ober; Schellen - Ah, - Ober.

Die beiden andern hatten sogleich gepaßt. H hatte 12 Punkte mehr in seiner Karte als M. Im Stat lagen o 8, 7. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Abstrichrätsels in voriger Nummer:
Verschärfter Unterseebootkrieg.
(Waler, Schärpe, Kälter, Unse, Tiger, Schne, Boof, Lotos, Raal, Wiege)